



Unterhaltungsblatt

Illustriertes

Wöchentliche Beilage zur
Chorner Ostdeutschen Zeitung.
 Verlag der Buchdruckerei der Chorner Ostdeutschen Zeitung, G. m. b. H., Thorn.

1901. * № 23.

Ums Geld.

Roman von Gustav Johannes Krauß.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Eva glaubte ihrer Mutter durch den schutzsuchend zusammengeduckten Rücken hindurch in das Herz hinein sehen zu können, in das enge, schüchterne Altweibleinherz, das seinem Kinde alles Gute wünschte — auf demselben Wege, den Mutter und Großmutter und Urahne gegangen waren, und das sich jetzt zusammenframpfte im Grauen davor, daß das Kind andere, neue Wege einschlug. Dieses unwillkürliche Grauen, das keinen Trost, keiner Ueberlegung Raum ließ! — Um Evas vollen Mund spielte ein Lächeln, das aus Mitleid, Trotz und überlegenem Spott seltsam gemischt war. Wie konnte man nur so kleinlich sein! Und das war ihre Mutter. Freilich — ein langes Leben unter dem Druck der Armut hatte sie so werden lassen. Das Geld, das Geld, das man nicht hat! Das drückt einem den Nacken krumm, das macht die Augen trüblich und den Geist stumpf. Aber Eva mußte Trostgründe, die selbst den trüblichen Augen einleuchten, dem stumpfen Geiste verständlich sein mußten.

Sie begann zu erzählen, was sie alles für die Familie thun konnte, wenn sie den reichen Mann nahm.

„Schau, Mutter, wenn der Vater einen Verwaltungsrat der Gesellschaft zum Schwiegersohn hat, dann wird er auf einmal der tüchtigste Beamte von

der Welt sein und ordentlich vorrücken im Gehalt. Und je mehr Gehalt er kriegt, desto höher wird seine Pension, wenn er sich einmal zurückzieht. Und dann kaufe ich euch in Dornbach oder daherum, wo ihr auf dem Lande seid und doch ganz nahe bei Wien und uns Kindern, ein Häuserl mit einem schönen Garten dazu und einen Hühnerhof. Stell dir vor, Mutterl, die Blumen! Die hast du ja so gern. Und das Obst und das Gemüß' und das G'flügel, das du dir ziehen kannst! Das hast du dir doch immer so g'wünscht. Und der Fanny kann ich eine Mitgift geben. Ohne die wär' i' vielleicht sitzen geblieben, die Arme, weil ihr die Blattern das G'sicht so herg'richt'

ihm ein eigenes Laboratorium einrichten. Und wenn er die Erfindung macht, von der er immer so schwärmt, so hat er allein den Profit davon und braucht sich von keinem Kapitalisten ausziehen zu lassen und ihm noch die Hand zu küssen obendrein, daß er ihm das Geld gegeben hat.“

Das wirkte. Schon bei der Schilderung des Häuschen in Dornbach hatten ihre Tränen zu fließen aufgehört, das Gesicht der alten Frau war aber in das Taschentuch vergraben geblieben. Die Aufzählung der Vorteile, die Fanny und Karl von der Wendung der Dinge haben würden, machte die magere braune Hand mit dem Thränentüchlein in den Schoß sinken.

Die Mutter sah zu der stolzen, schönen Tochter auf. Freilich noch mit roten, schwimmenden Augen; aber um den Mund hatte sie dabei doch schon den Ansaß eines Lächelns.

„Und fürs Katholikerl wirft auch sorgen, daß es was Ordentliches lernt. gelt, Everl?“ sagte sie jetzt, zwischen den einzelnen Worten noch ein wenig nachschludzend.

„Ich weiß ja, du bist mein gut's Kind trotzdem.“

Eva nickte ihr befriedigt zu. „Na also, Mutter!“

Die alte Frau aber hob schon wieder wehklagend die Hände. „Jesses, der Franz, der Neumeier! — Was wird der nur anfangen, der arme Kerl! Wie willst du's ihm denn nur beibringen, Everl?“

Eva antwortete



Die am 28. April abgehaltene Landsgemeinde in Hundwil: Eröffnungsrede des abtretenden Landammanns. (S. 180)

haben. Und der Karl erst! Wenn der ausstudiert hat und Chemiker ist, hätt' er so für einen anderen arbeiten müssen. Jetzt kann ich

mit einer selbstsicheren Bewegung. „Ueberlaß das nur mir, Mutter. Ich werd's schon machen. Was ich hinter mir hab', war

schwerer. Wenn kommt er denn, der Franz Neumeier?"

"Jeden Augenblick kann er da sein," erwiderte Frau Nauscher. "Er hat heut' Nachmittagsdienst und hat vor dem Essen noch hersehauen wollen, fragen, wie's dir geht. Der arme gute Mensch!"

Eva sah zerstreut nach dem Fenster. "Mir ist's recht, daß er vormittags kommt. Da ist dann wenigstens reiner Tisch gemacht."

Frau Nauscher hätte jetzt um ihr Leben gern erfahren, wie denn alles gekommen sei, wo und wie Eva den großen Herrn, den sie jetzt heiraten sollte — es war unbegreiflich! — kennen gelernt hatte, wo und wie sie mit ihm einig geworden war und so weiter. Eva war aber nicht in Erzählerstimmung.

"Ein andermal, Mutterl, ein andermal! Du sollst alles haarklein erfahren. Jetzt aber kann ich nicht."

In Frau Nauschers aufgewühlter Seele erhob sich eine große Ehrfurcht vor dem eigenen Kinde. Dadurch, daß Eva mit so starker

Hand das eigene Leben in ungeahnte Bahnen gesteuert hatte, war sie gleichsam in die Ferne zurückgewichen. Mutter's Coerl war sie freilich noch, aber zugleich etwas Fremdes, Rätselhaftes. Was für Gedanken hinter dieser weißen, schönen Stirn jetzt spielen mochten!

Die Mutter erhob sich, sagte fast demütig: "Wie du willst, Eva," und ging hinaus in die Küche, ihrer Arbeit nach.



Freiherr v. Hammerstein,
der neue preussische Minister des
Innern. (S. 180)
Nach einer Photographie von
E. Jacoby, Kopphotograph in Meh.

11.

Franz Neumeier hatte am Morgen in seinem Konversationslexikon, das er sich gegen eine monatliche Ratenzahlung von drei Gulden zugelegt hatte, den Artikel "Migräne" nachgesehen. Seitdem hatte er nun immerfort sein armes Bräutchen bedauert, das alle die so ausführlich beschriebenen Leiden gestern durchgemacht und heute sicherlich mit dumpfem Kopfe und Ohrensausen, wie es in dem Aufsatze hieß, herumging. Somit der Vormittag weit genug vorgeschritten war, daß die Stunde einen Besuch nicht gerade ausschloß, verließ er seine Wohnung. In einem Blumenladen erstand er einen mächtigen Maiglöckchenstrauß und eilte dann beflügelten Schrittes der Wohnung der Geliebten zu.

An der Ecke der Straße, in der Nauschers wohnten, begegnete er Fanny.

Er fuhr ein wenig zusammen und wurde rot, wie es ihm seit einiger Zeit immer begegnete, wenn er der "treulos Verlassenen" gegenüberstand. Dann zog er artig den Hut und sagte möglichst unbefangen: "Auch unterwegs, Fräulein Fanny? G'wiß einkaufen?"

"Nein," antwortete Fanny rauh. "Entgegengegangen bin ich Ihnen. Sie vorbereiten."

Das eben noch sanftglühende Gesicht des jungen Mannes wurde plötzlich bleich, und seine Hände zitterten so stark, daß die Köpfchen der Maiblumen wie im Winde schwankten.

"Vorbereiten?" stammelte Franz. "Ist . . . Eva ernstlich . . . ernstlich krank?"

Das Mädchen lachte hart auf. "Die war schon gestern nur zum Spaß krank. Ein Brief ist heute gekommen, von einem Herrn Hohen-

berger, einem vielfachen Millionär. Den Brief hat die Eva dem Vater zeigt und hat ihm g'sagt, daß sie Ihnen den Kaufpaß geben will und den Millionär heiraten. Da bin ich Ihnen entgegengelassen. Ich hab' nicht wollen, daß Sie voller Lieb' hinaufkommen zu ihr und sich das von ihr dürr und trocken ins Gesicht sagen lassen müssen. Ich hab' mir gedacht, von mir kommt Ihnen so eine Nachricht weniger — ich weiß nicht, wie ich's ausdrücken soll. Die Maiglöckchen können S' jetzt ruhig wegwerfen."

Das that Neumeier nun nicht. Er zitterte auch nicht mehr. Dafür sah er Fanny mit einem ängstlich-mitleidigen Blick von der Seite an. Denn es war doch klar, daß das arme Mädel "übergeschnappt" war.

Fanny fing den Blick auf und deutete ihn ganz richtig. Behmütig sagte sie: "Ich glaub's Ihnen, daß Ihnen das lieber wär'. Aber leider rappelt's gar nicht bei mir. Wenn Sie gern noch ein bißel länger der Bräutigam der Eva bleiben möchten, so gehen S' halt jetzt noch nicht hinauf, sondern erst in einer halben Stund'. Denn sowie Sie sie zu sehen kriegen, wird Ihnen die Lieb' auf'sagt. Das is heilig."

Neumeier stand der Angstschweiß auf der Stirn. Entsetzt starrte er Fanny an. Die sah so klar aus den Augen und sprach so vernünftig. Empört, zornig zwar, aber ohne eine Spur von Verrücktheit. Aber dann war ja . . . dann mußte er ja glauben, was sie sagte!

Der arme Mensch schwankte so stark auf den Füßen, daß Fanny nach seinem Arm griff, um ihn nicht stürzen zu lassen. Einen Augenblick schien es, als würde er in den Knien zusammenbrechen.

Aber er blieb stehen. Eine Weile sah er geistesabwesend vor sich hin. Dann hob er die Hand mit dem Blumenstrauß und roch an den Blüten. Offenbar wußte er gar nicht, was er that.

Fanny befiel eine ungeheure Angst. "Herr Neumeier!" flüsterte sie ihm aufgeregt zu. "Franz! Kommen S' doch zu Ihnen!"

Er sah ihr mit leerem Blicke ins Gesicht. Dann glom ein Funke des Verständnisses in seinen Augen auf. "Also forschicken will sie mich!" murmelte er. "Fort — — einen anderen heiraten." Dann brach er plötzlich los. Mit gedämpfter Stimme, denn den wohlgezogenen jungen Mann und k. k. Beamten verließ die Angst vor dem Aussehen selbst am Rande des Wahnsinns nicht, aber in herzerreißendem Tone rief er aus: "Aber du lieber Gott im Himmel! Das kann ja gar nicht sein! Nein, nein, nein! Sie war doch so gut zu mir, so gut! Vor ein paar Tagen noch."

Seine Stimme brach sich zu einem dumpfen Schluchzen. Dabei schossen ihm die hellen Thränen in die Augen, hingen einen Augenblick zitternd an den Wimpern und rollten ihm dann über die Wangen herab. Er ließ sie bis hinab in den Bart rinnen, auf die gesteierte Hemdbrust tropfen, ohne es gewahr zu werden.

Fanny war so erschüttert, daß sie am liebsten mitgeweint hätte. "Lieber, guter Herr Neumeier!" bat sie. "Weinen S' doch nicht. Sie sind ja ein Mann. Ein Mann darf gewiß auch weinen, aber nur, wenn's etwas wert ist. Und die Eva ist's nicht wert, daß ein Mann um sie weint. Es ist hart, daß ich das sagen muß von der eigenen Schwester. Aber 's is so. Und noch weniger wär' sie's wert gewesen, Sie weinen zu sehen. Darum bin ich Ihnen ja entgegengegangen, damit Sie Ihren Schrecken erst verwinden können und ihr dann entgentreten, wie sie's verdient: ernst, kalt, streng, und vor allem anderen mit Verachtung."

Sie hatte sich, während sie so sprach, in

Bewegung gesetzt und ging langsam die Straße hinauf. Die Nachbarn sollten nicht neugierig werden, wenn sie das Paar so lange stillstehen sahen. Neumeier ging neben ihr her. Er hatte den Hut abgenommen und that, als ob er sich mit dem Taschentuche die Stirne wische. Er fuhr aber ein paarmal verstoßen mit dem Tuche von der Stirne herab über Augen und Wangen.

Endlich sagte er trübe: "Mit Verachtung? — Ich? — Der Eva? — Das kann ich nicht."

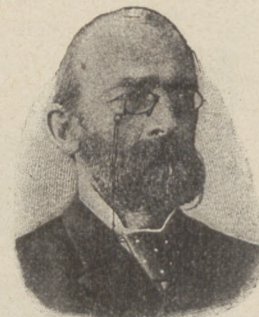
Fanny brauste beinahe auf. "Sie können nicht? Sie müssen's! Denn sie verdient's. Sie hat Sie betrogen, Sie angeschwindelt, in der allerschändlichsten Wei'. Wie sie neben Ihnen g'standen ist im Prater, bei der Maifahrt, hat sie die G'sicht mit dem anderen ang'fangen. In der Nacht drauf hat sie allerhand Reden g'führt, von den Höhen des Lebens und solche Redensarten, die heißen, daß einer viel Geld haben möcht'. Und auf'sagt war sie! — Da hat sie schon g'sagt, wenn ein Millionär käm, sie würd' ihn nehmen. Wir haben g'stritten —"

Fanny stockte und wurde glühend rot. Ihr war eingefallen, welchen Vorwurf ihr Eva bei jenem Streite ins Gesicht geschleudert hatte. Einen Herzschlag lang kam sie sich ganz verworfen vor, daß sie hier neben Franz ging und die Schwester schlecht machte.

Dann schüttelte sie die Neigung zornig ab. Unsinn! Was sie that, war Menschenpflicht. Und ihre Pflicht mehr als die irgend eines anderen. Die Schwester der Frevlerin mußte doch das arme Opfer stützen, daß es unter dem Streiche nicht zusammenbrach. Und sie that das ohne jeden eigensüchtigen Hintergedanken. Zwischen ihr selbst und Franz konnte es nie mehr geben als eine kühle Freundschaft. Sie war häßlich, ja, und Eva war schön — aber deshalb brauchte sie noch nicht den Mann zu nehmen, der vor ihren Augen um Eva geweint hatte.

"Heut' kommt's mir vor," sagte sie weiter, "als hätt' ich's gewußt, damals schon, was geschehen war. Tags drauf war eine Annonce in der Zeitung, die ganz auf die Eva gepaßt hat. Und dann hat sie auf einmal eine Menge

Gänge in die Stadt g'habt. Und wie ich einen Fuß aus 'm Haus g'setzt hab', hat sie Brief' g'schrieben. Vor meinen scharfen Augen hat sie sich g'hütet. Sie hat g'merkt, daß ich sie durchschau'. Na und heut' hat sie's selber an den Tag bracht, was sie die ganze Zeit so fein g'ponnen hat. Schnell hat sie ihn übrigens verrückt gemacht,



Theodor Müller,
der neue preussische Handelsminister.
(S. 180)
Nach einer Photographie von
Jul. Braak (Zub. G. Michelis)
in Berlin.

den reichen dummen Kerl," schloß Fanny.

Neumeier hatte so ruhig zugehört, als ginge die Sache einen anderen an, einen ganz Fremden.

Das ging Fanny auf die Nerven. "So reden S' doch was!" fuhr sie ihn fast zornig an.

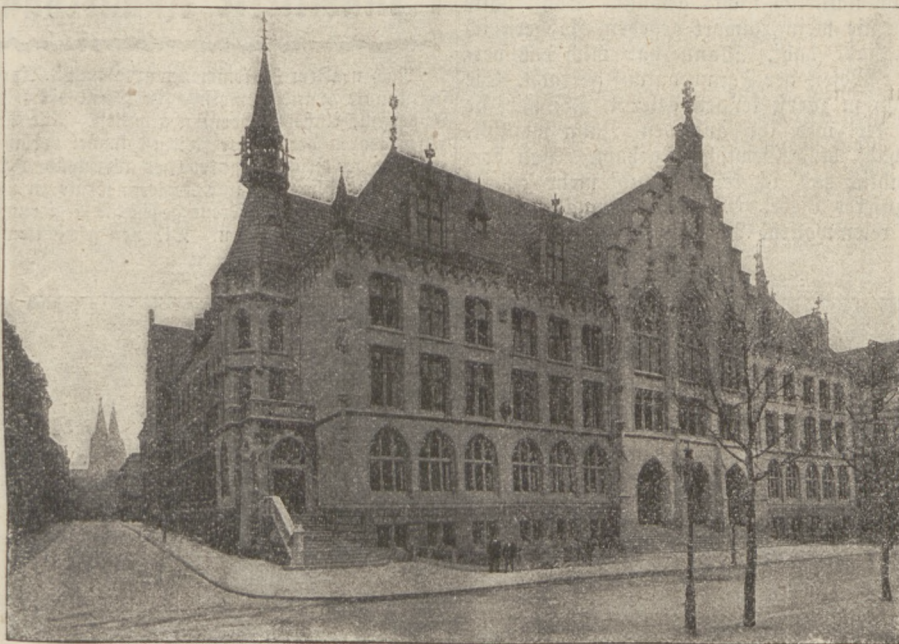
"Was soll ich sagen?" antwortete der junge Mann trübe. "Ich kann Ihnen nur danken, Fanny, für Ihren guten Willen. Und ich glaub', Sie haben mir wirklich eine Wohlthat erwiesen, daß Sie mir das erzählt haben. Wenn ich so ganz ahnungslos zu ihr gekommen wär', und sie hätt' mir meinen Ring wieder gegeben, es wär', glaub' ich —"

Er brach ab; Fanny sagte nichts und wartete, ob er weiterprechen würde. Das that er auch nach einer Weile.

„Schaun S', Fanny, während Sie mir jetzt

gespräch. Jetzt schwieg er ganz und roch wieder mechanisch an seinen Maiglöckchen.

Fanny schritt neben ihm her, die Augen auf das Pflaster geheftet, die Unterlippe so



Die neue Handelshochschule in Köln a. Rh. (S. 180)
Nach einer Photographie von Emil Hermann in Köln a. Rh.

erzählt haben, wie sie . . . die Eva, mich betrogen hat, hinter meinem Rücken mit dem anderen angefangen hat — ich hab' Ihnen zugehört, gewiß, jedes Wort hab' ich g'hört! Aber zugleich hab' ich zurückgedacht, an die ganze Zeit unserer Verlobung. Und da bin ich inne geworden, daß ich eigentlich immer so etwas erwartet hab', ohne es selber zu wissen. Nicht, daß sie so schlecht gegen mich sein würde — das ist mir unerwartet gekommen, sehr unerwartet, und hat mir sehr weh gethan — aber daß sie niemals meine Frau werden würde. Sie ist mir immer so anders vorgekommen als ich, so nicht zu mir passend. Ich so ein einfacher Mensch, nichts weiter als ehrlich und rechtschaffen, aber so gar nicht nobel und vornehm. Und sie — wie eine verkleidete Prinzessin. So schön — und so gescheit! Am deutlichsten hab' ich's g'fühlt, wenn ich nicht mitkommen hab' können mit ihren Einfällen und Reden. Und schau S', Fanny, wenn ich's so recht überleg', kann ich ihr ihre Schlechtigkeit nicht einmal übel nehmen. Wer's in seiner Natur hat, daß er oben stehen kann und soll, und das Leben hat ihn unten hingestellt, so wie die Eva, ich glaub', in dem muß ein so wilder Trieb sein, so eine Art Heißhunger. Hinauf, hinauf, kost's, was 's kost't! Und wenn sich so einem dann eine Möglichkeit zeigt, hinaufzukommen, wenn er nur ein bißel schlecht und hart sein will, ein Herz zertreten, oder so was, dann fragt er nicht viel. Er kann gar nicht lang fragen. Es reißt ihn fort, ob er will oder nicht. — Und so ist's, glaub' ich, der Eva 'gangen.“



Viktor v. Podbielski,
der neue
preussische Minister für Landwirtschaft,
Domänen und Forsten. (S. 180)

fest zwischen die Zähne gezogen, daß ihr Kinn ein wunderlich verkürztes Aussehen bekam. In ihrer Brust war ein tobender Sturm der widersprechendsten Gefühle. Sie haßte den Mann an ihrer Seite, daß sie ihn am liebsten mit Zähnen und Nägeln angefallen hätte, weil er den Schimpf so weichmütig und geduldig hin nahm und die Verbrecherin noch entschuldigte. Warum? Weil sie schön war, diese Eva. Und vielleicht gerade deshalb, weil sie ihn so schlecht behandelte.

Die Menschen sind wie schlechte Hunde. Der sie streichelt, den beißen sie, und kriechen vor dem, der sie prügelt. Der Satz zuckte ihr so durch den Sinn. Sie wußte nicht, ob sie ihn irgendwo gelesen hatte, oder ob er ihr selbst eingefallen war.

Sie glaubte diesen Franz zu haßen, und zugleich fühlte sie sich zu ihm hingezogen. Denn diese Art, den Schmerz in sich zu verarbeiten, das Bittere, das ihm widerfuhr, so zu betrachten, als wäre es einem anderen geschehen, darüber nachzudenken und durch das Nachdenken ihm den Stachel zu nehmen, war ihr wie ein Widerschein, wie eine Rückstrahlung des eigenen Wesens. Es lag vielleicht nicht ursprünglich in ihr, aber sie war allmählich dazu erzogen worden, durch die tausend Demütigungen und Zurücksetzungen, die das Leben neben der schönen und begabten Schwester ihr von Jugend auf fast täglich gebracht hatte. Sie fühlte die innere Verwandtschaft zwischen sich selbst und Franz, diese Verwandtschaft, die fast eine Gleichheit war, und das Gefühl hatte etwas wehmütig Süßes für sie. Aber trotzdem — er durfte nicht so sein, er war ja ein Mann!

Die feindselige Stimmung bekam wieder die Oberhand in ihr, als ihr Franz den Ring, den er sich vom Finger gezogen, jetzt hinreichte.

„Geben S' ihr den Ring zurück, Fräul'n Fanny. Den meinigen kann Sie mir schicken. Und ich lass' ihr alles Gute wünschen.“

Sie fuhr ihn barsch an: „Das werd' ich bleiben lassen! Gehen Sie nur selber zu ihr. Soll ihr auch das erspart bleiben, Ihnen ins Gesicht bekennen zu müssen, daß sie falsch und

heimtückisch war gegen Sie? So leicht darf man den Leuten die Schlechtigkeit nicht machen. Auch den verkleideten Prinzessinnen nicht. Gehen Sie nur selber. Wenigstens sehn Sie s' noch einmal. Die Sehnsucht danach schaut Ihnen ja aus 'n Augen heraus.“

Er hörte ihre bitteren Worte mit gesenktem Haupte an. Dann sagte er, tief Atem holend: „Gehen wir also.“

Frau Rauscher, die den beiden öffnete, schossen beim Anblicke Neumeiers die Thränen in die Augen.

„Jesses, Jesses . . . Herr Neumeier! — Hast du's ihm schon erzählt, Fanny?“

Das Mädchen nickte, und die alte Frau haßte nach der Hand des Mannes, der schweigend vor ihr stand.

„Sie armer Mann! — Ich weiß gar nicht, wo mir der Kopf steht. — 's is ja wahr, sie macht ihr Glück, die Eva, was man so sein Glück machen heißt, aber —“

Die Stimme versagte ihr. Sie drückte nur Neumeiers Hand wieder und wieder.

Er sagte ruhig: „Lassen S' nur, Frau Rauscher! Sie können ja nichts dafür. Vielleicht die Eva auch nicht. Es hat halt so kommen müssen, wie's kommt.“

„Mir ist's so hart!“ wehklagte die alte Frau.

Um den Mund des jungen Mannes zuckte ein trauriges Lächeln. „Mir noch mehr. Aber was hilft das? Man muß es überwinden. Und jetzt will ich hineingehen zu ihr.“

12.

Als Neumeier zu Eva in das Zimmer trat, stand sie inmitten des Raumes und sah ihm voll entgegen. Ihr Gesicht war etwas bleich, ihre Augen glänzten ein wenig aufgeregelt. Aber der Ausdruck ihrer Züge verkündete feste Entschlossenheit.

Ein paar Augenblicke lang standen sich die beiden Menschen stumm gegenüber in dem durch die Fenster hereinströmenden Sonnenschein. Dann brach Eva als erste das Schweigen.



Freiherr v. Rheinbaben,
der neue preussische Finanzminister.
(S. 180)

Nach einer Photographie von
Reichard & Lindner,
Hofphotographen in Berlin.

„Ich seh' dir's an, Franz,“ sagte sie, „daß du schon weißt, wovon wir reden werden.“

Franz nickte. „Deine Schwester ist mir begegnet. Die hat mir's gesagt.“

„Sie ist dir entgegengegangen,“

sagte Eva mit Betonung, „und hat dir die Sache dargestellt, wie sie sie versteht. Und sie versteht sie nicht richtig. Sie ist zu sehr Partei.“

„Doch höchstens Partei für dich?“

„Nein, Franz!“ antwortete das Mädchen bestimmt. „Für dich! Wenn du es nicht weißt. Ich hab' mir's lang gedacht und neuestens weiß ich's, daß sie dich liebt von allem Anfang an. Und ich bin auch überzeugt, daß auch du sie geliebt hättest, daß du heute ihr Verlobter wärest und nicht der meine, wenn . . . wenn eben ich nicht dazwischen gekommen wäre.“

Die Eröffnung wirkte wie ein Keulenschlag auf Neumeier, trotz des ruhigen Tones, in dem sie gemacht wurde. Er wurde blaß und wieder rot. Seine blauen Augen sahen Eva flehend an, mit einem hilflosen, gequälten Ausdruck, wie die eines gänglichen Kindes.

„Ich bitt' dich, Eva!“ stieß er hervor, „sag das nicht!“

„Ich muß es dir sagen,“ antwortete das Mädchen in weichem Tone. Aber ihre Augen wichen den seinigen dabei aus. „Ich muß dir's sagen, wiederholte sie. „Du würdest ja sonst nicht verstehen, wie das gekommen ist. In mir, meine ich. Und so viel liegt mir immer noch an dir, Franz, daß ich in deinen Augen nicht als eine ganz schlechte, verworfene Person dastehen will, die du verachtest.“

„Das hätt' ich nie gethan,“ murmelte der arme Mensch. „Nie! Ich hab' mir gesagt, wie ich das gehört habe: Ich versteh' nicht, wie das hat kommen können, und es thut mir

weh. Aber wenn's die Eva thut, kann's nicht gemein sein. Nur hart . . . sehr hart!“

Eva blickte zu Boden. Leise sagte sie: „Und jetzt stell dir vor, wie alles gekommen ist. Im Anfang, wie wir uns verlobt haben, hab' ich natürlich nichts gewußt. Sonst hätte ich dir nie mein Jawort gegeben, so gern ich dich gehabt hab'. Dann hat mich das veränderte Wesen der Fanny darauf gebracht. Sie hat dich ja zuerst kennen gelernt. Ich hab' sie beobachtet und ihr auf den Zahn gefühlt, und hab' bald Gewißheit gehabt. Von dem Augenblick hab' ich keine Freud' mehr gehabt von unserer Liebe. Mehr als einmal hab' ich zurücktreten wollen. Aber ein Mädchen schaudert

vor so etwas zurück. Ich hab' den Mut nicht g'habt.“

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Rundschau.

Nach uraltem Herkommen wurde am 28. April die sogenannte **Landsgemeinde in Hundwil** (Kanton Appenzell, Außer-Rhoden) abgehalten. Alle Appenzeller waren dort unter freiem Himmel versammelt, um nach der **Eröffnungsrede des abtretenden Landammanns** öffentlich ihre Regierungsräte zu wählen und den Schwur der Treue gegen die Regierung und die Gesetze zu erneuern. Die neu gewählten Räte



Hessische Bauernhochzeit.

und der neue Landammann wurden dann durch Landsknechte in mittelalterlicher Tracht unter Vorantritt von Pfeifern mitten aus dem Volksgebränge geholt; sie hielten von der Tribüne verschiedene Ansprachen und schwuren, stets zum Besten des Volkes zu handeln. — Der neue preussische Minister des Innern, **Freiherr Hans v. Hammerstein**, ist am 27. April 1843 geboren und gehört, wie der bisherige Landwirtschaftsminister, der Linie Loynen an. 1866 trat er in den preussischen Justizdienst und ging im Jahre 1871 in den reichsländischen Verwaltungsdienst über. Er war zuerst Kreisdirektor in Kolmar, dann in Mühlhausen, von wo er 1883 als Bezirkspräsident nach Metz kam. — Der neue Handelsminister, **Geheimrat Theodor Möller**, der im 61. Lebensjahre steht, ist Besitzer einer bedeutenden Maschinenfabrik bei Brackwede im Teutoburger Walde und einer großen Gerberei. Außerdem ist Möller noch an der Leitung einer ganzen Reihe von industriellen Unternehmungen und Korporationen beteiligt. Seit 1893 gehört er dem preussischen Abgeordnetenhaus an und ist gleichzeitig Reichstags-

mitglied. — Der bisherige Leiter der Reichspostverwaltung, **Viktor v. Podbielski**, wurde Landwirtschaftsminister. Er ist am 26. Februar 1844 geboren, machte als Offizier die Kriege von 1866 und 1870/71 mit, nahm 1891 als Generalmajor seinen Abschied und widmete sich der Bewirtschaftung seines Gutes. Seit 1893 gehört er dem Reichstage an; seit dem 30. Juni 1897 war er der Nachfolger Stephans. — **Freiherr Georg v. Rheinbaben**, der neue Finanzminister, ist am 21. August 1855 geboren. Er trat 1876 als Referendar in den Justizdienst ein, ging aber später zur Verwaltung über und wurde 1885 als Hilfsarbeiter in das Finanzministerium berufen. 1892 zum Geheimen Oberfinanzrat befördert, wurde er 1896 Regierungspräsident in Düsseldorf und am 3. September 1899 Minister des Innern. — Die kürzlich eröffnete neue **Handels-Hochschule in Köln**, die erste selbständige Anstalt dieser Art in Deutschland, ist im wesentlichen auf die Anregung des verstorbenen Kommerzienrats v. Mevissen in Köln zurückzuführen. Der monumentale Bau am Hansaring ist nach den Plänen des

Kölner Stadtbaurats Heimann in spätgotischen Formen ausgeführt.

Eine hessische Bauernhochzeit.

(Mit Bild.)

Unser obenstehendes Bild zeigt uns eine hessische Bauernhochzeit, und zwar den Zug nach dem Verlassen der Kirche. Natürlich muß auch dabei geschossen werden, das ist ja fast überall gebräuchlich; eigenartig ist aber die Sitte des sogenannten „Gemmens“, die im Vordergrund dem jungen Paare gegenüber zur Anwendung gebracht wird. Die jungen Burschen spannen dem Hochzeiter, der seine ihm nunmehr fürs Leben angetraute Erkorene am Arme führt, eine Schnur quer über den Weg. Altem Herkommen zufolge muß er sich mit einer Geldgabe (meist fünfzig Pfennig) für die beiden, welche das Seil halten, und einer Handvoll Kupfermünzen für die Begleiter lösen. Schon nach einigen Schritten aber wird wieder „gehemmt“. So muß der frischgebackene Ehegatte mitunter oft in die Tasche greifen, bevor das Haus glücklich erreicht ist, in dem die bei reichen

heftigen Bauern drei volle Tage währende Hochzeit gefeiert wird.

Damen-Ringelstechen auf Teneriffa (Kanarische Inseln).

(Mit Bild.)

Unter der auf Teneriffa, einer der Kanarischen Inseln, weilenden Fremdentolonie ist das englische Element stets stark vertreten. Da nun die Engländer mit Eifer dem Sport huldigen, so sehen auch auf Teneriffa dessen verschiedene Arten in Blüte. Be-

liebt sind neuerdings die Ringelstechen, und unser untenstehendes Bild zeigt ein von Damen allein gerittenes. Längs der Bahn sind in gewissen Abständen und in einer Höhe, daß die Berittenen sie mit emporgestrecktem Arm leicht erreichen können, Querstangen angebracht; um jede ist ein breites Seidentuch gerollt, von dessen einem Ende ein Ring herabhängt. Es muß nun beim Galoppieren durch die Bahn mit einer in der rechten Hand gehaltenen Lanze in den Ring hineingestoßen werden, um das sich abrollende Seidenband von der Querstange herunterzuziehen.

Die Siegelsteine.

Eine Studentengeschichte von Franz Widmann.

(Nachdruck verboten.)

Es ist schon lange her, daß ich einmal an Verfolgungswahnsinn gelitten habe. Kein Wunder, wenn einem sechs schwere Ziegelsteine auf dem Gewissen lasten. Die Geschichte ging aber so zu.

Damals war ich ein flotter Bruder Studio, nicht mehr weit vom Examen, und gehörte



Damen-Ringelstechen auf Teneriffa (Kanarische Inseln).

einer Vereinigung an, die bei ihren fröhlichen Zusammenkünften zugleich die deutsche Litteratur pflegte. Jeder hatte die Verpflichtung, einmal im Semester einen Vortrag über irgend ein bedeutendes poetisches Werk zu halten, und mein Privattheiliger war von jeher Scheffel gewesen. So hielt ich denn auch, als an mich die Reihe kam, eine begeisterte Lobrede auf meinen Abgott und besonders sein schönes Lied: „Im schwarzen Walfisch zu Askalon“. Wer kennt es nicht, das schöne Lied von dem feucht-fröhlichen Zecher, von dem es in der dritten Strophe heißt:

„Im schwarzen Walfisch zu Askalon
Da bracht' der Kellner Schar
In Keilschrift auf sechs Ziegelstein'
Dem Gast die Rechnung dar.“

Ahnungslos hatte ich mein eigenes Unglück heraufbeschworen. Mein Vortrag brachte nämlich unseren Präsiden auf den Gedanken, „den schwarzen Walfisch zu Askalon“ zu einer Posse mit Gesang zu verarbeiten, wie wir eine solche alljährlich in der Faschingszeit vor einem geladenen Studentenpublikum aufführten. Mir wurde darin die hervorragende Rolle eines aus der Schar der Kellner zuerteilt, und zugleich wurde ich einstimmig zum Requisiteur ernannt.

Bald übten wir fleißig an unserem lustigen Stücke. Da aber die Nachbarschaft sich über das Gebrüll unserer Heldenspieler zu beschweren begann, mußten wir die Proben in den Wald verlegen, wo wir außer Eidechsen, Meisen und Eichhagern niemand belästigen konnten. Auf dem nächsten Dorfe entschädigte uns dann stets eine fidele Kneipe für die gehaltenen Anstrengungen, von der wir in sehr gehobener Stimmung zurückzukehren pflegten.

Bei einer solchen Heimkehr geschah es, daß wir in der Dämmerung auf einsamem Feldwege zwei jungen hübschen Damen begegneten. Im Nu hatten wir einen Kreis geschlossen und forderten Wegzoll. Die erschreckten Schönen wollten, als ihr Zorn und ihre Drohungen nichts fruchteten, wenigstens nur von einem geküßt sein. Aber es war keine Einigung zu erzielen, und das Los sollte entscheiden.

Unterdesseu gelang es einer der beiden Damen zu entweichen, die andere blieb in unserer Gefangenschaft.

Es war ein zierliches, schlankes Mädchen von höchstens neunzehn Jahren mit dunkelbraunem Haar und zwei schwarzen Neuglein, die wie nächtliche Sternlein flimmerten. Ich stand zum erstenmal ganz in den Anblick weiblicher Schönheit versunken, aber die Stimme des Präsiden riß mich aus meinem verlorenen Sinnen. Er hielt mir zwei als Lose dienende Grashalme entgegen, und ich mußte ziehen.

Wer beschreibt mein Staunen und verlegenes Erschrecken. Ich hatte das große Los gezogen. Es widerstrebte mir wirklich, den Henker zu machen, denn das schöne Mädchen stand wie am Marterpfahl vor mir und schien mit Todesangst der Exekution zu harren. Aber die Kommilitonen, die mein verdächtiges Zögern bemerkten, erhoben ein lautes Geschrei. „Er hat keinen Mut, ein anderer soll's sein, loßt noch einmal!“

Das brachte mich auf und reizte mich zum Troze. Ehe ein weiteres Wort fiel, hatte ich rasch die feine Taille des Mädchens umfaßt und drückte einen herzhaften Kuß auf ihren festgeschlossenen Mund. Sie that einen leichten Schrei und entwand sich mit kräftigem Rud meinen Armen, um der entflohenen Freundin nachzueilen.

Der heftige Stoß hatte meinem aus begreiflichen Gründen etwas schwankenden Körper das Gleichgewicht geraubt, und unter dem Hohn- und Gelächter meiner Genossen fiel ich der Länge nach auf den schmutzigen Boden.

Während der Nacht hatte ich böse Träume. Eduard Wilhelm, sagte ich mir, du hast im Dusel einen dummen Streich begangen und dir eine Todfeindin geschaffen. Wehe dir, wenn sie einmal rächend deine Wege kreuzt!

Ich war kaum aufgestanden, als es klopfte, und unser Präside mit zwei anderen Verbindungsbrüdern hereintrat. Die Bühne war fertig, am nächsten Abend sollte die Hauptprobe stattfinden, und sie kamen, um mich an meine Pflichten als Requisiteur zu mahnen.

Als wir das Verzeichnis durchgegangen waren, rief plötzlich der Präside: „Halt, beinahe hätten wir das Wichtigste vergessen.“

„Die sechs Ziegelsteine!“ rief lachend Lorenz Schneider, das bemooste Haupt.

„Und daß du nicht vergißt, eine echte und schöne Keilschrift darauf anzubringen,“ fügte der Präside hinzu.

Ich machte Einwendungen: „Sechs Ziegelsteine, das ist aber eine verwünscht schwere Aufgabe.“

„Das ist deine Sache, dafür hast du auch in deiner Rolle kein Wort zu lernen.“

So ließen sie mich mit meiner mißlichen Aufgabe allein.

Nach dem Mittagessen irrte ich planlos durch die Straßen, starrte verschiedene aus schönem, rotem Backstein erbaute Häuser an und zerbrach mir den Kopf, wie ich das nötige Material erlangen sollte. Aus einem Gebäude ausbrechen konnte ich doch die Steine nicht. Da kam ich am Ende der Stadt an einem Neubau vorüber. Dort lagen ganze Reihen der schönsten Ziegelsteine aufgeschichtet. Ich trug einem der Maurer mein Anliegen vor. Aber er zuckte die Achseln: „Davon dürfen wir nichts hergeben, die sind alle abgezählt. Da müssen Sie schon in eine Ziegelei gehen; in Nusbach, eine Stunde von hier, hat ja der Ziegeleibesitzer Reinauer sein Geschäft.“

„Nusbach, richtig, dort waren wir ja gestern eingelehrt. Aber ich konnte doch nicht sechs Ziegelsteine eine Stunde weit tragen.“

„Sechs Steine können Sie aber nicht bekommen, Herr,“ bemerkte der Maurer, „unter einem Hundert wird nicht abgegeben.“

Das traf mich wie ein Donnerschlag. Hundert Ziegelsteine! Ich hätte sie am liebsten dem Unglücksmenschen einzeln an den Kopf geworfen, solch eine Wut erfaßte mich. „Samiel, hilf!“ stöhnte ich, mich verzweifelt in das nächste Wirtshaus zu einem Glase Bier setzend.

Und der Böse half wirklich, er flüsterte mir einen teuflischen Rat zu, den einzigen, den es noch gab. Es war noch schrecklicher als die Gewaltthat, die ich gestern begangen, aber es ging nicht anders: ich mußte sie stehlen!

Mit diesem Entschlusse machte ich mich auf die Suche und entdeckte am westlichen Ende der Heidenbergerstraße auch wirklich ein geeignetes Feld für meine verbrecherischen Pläne. Dort ward soeben eine Villa gebaut, und der Platz war nur eine Viertelstunde von meiner Wohnung entfernt. In der Freude darüber wußte ich auch mein Gewissen zu beschwichtigen. Es sollte ja gar kein wirklicher Diebstahl sein, sobald unsere Aufführung vorüber, wollte ich das Entwendete wieder an Ort und Stelle bringen.

Als es draußen still und finster geworden, schlich ich, mit ein paar großen Tageszeitungen versehen, in die ich die Steine einwickeln wollte, hinaus. Am Ziele angekommen, bemerkte ich an dem matten Lichtschimmer, der aus dem nahen Fenster drang, daß es sich nur um einen Anbau an einer bereits fertigen und bewohnten Villa handelte.

Aber das machte mir wenig Sorgen. Die Lampe erlosch, und mein Mut wuchs. Ueberdies war das Glück mir günstig, denn ein Zug schwarzer Wolken verhüllte den Mond, der eben verräterisch aufsteigen wollte.

Mit raschem Griffe hatte ich drei der aufgeschichteten Ziegelsteine gepackt und eilte mit dem schweren Pakete triumphierend meiner Wohnung zu. In einer Querstraße aber kam ein Gendarm, der mich schon länger beobachtet haben mochte, rasch auf mich zu.

„Was haben Sie denn da?“ fragte er in strengem Tone.

Die Verzweiflung gab mir einen rettenden Gedanken ein. „Bücher!“ stieß ich, keuchend unter meiner Last, hervor.

Er musterte mich eine Weile: „Sie sind Student?“

„Allerdings, und das hier sind drei Bände Pandekten, die ich eben nach Hause trage.“

Der Gendarm hatte genug und ließ mich weitergehen. Eine Viertelstunde später trat ich schon den neuen Raubzug an. Doch eben im Begriffe, drei weitere Steine zu verpacken, schreckte ein Geräusch mich auf. Tritte kamen näher, und helles Mädchenlachen erklang.

Ich drückte mich eng an die Ziegelsteinmauer, um die Nahenden, die wohl von einem Fastnachtsballe kamen, vorüber zu lassen. Die Gesellschaft bemerkte mich offenbar nicht, und schon wollte ich meinen Platz wieder verlassen, als zu meinem Entsetzen noch eine weitere junge Dame, die etwas zurückgeblieben war, nachkam. Die Stimme machte mich zu Stein erstarrten. Sie gehörte meinem Opfer von gestern. Und jetzt brach auch noch der heimtückische Mond durch die verfinsterten Wolken, und sein Schein schien gerade auf mein schreckensblaues Gesicht. In dem silbernen Licht sah ich das schöne Mädchen gerade vor mir.

Sie hatte eine schützende Kapuze über den Kopf gezogen, nur die dunklen Augen blickten aus derselben hervor. Diese Augen schienen mich durchbohren zu wollen mit demselben medusenhaften Blick, mit dem sie mich gestern angeblickt. Aber sie sah nur verwundert auf die Steine in meiner Hand und schritt dann ruhig weiter.

Jetzt gab es einen Menschen auf der Welt, der um mein lichtscheues nächtliches Treiben wußte. In die Hand jener, die ich beleidigt hatte, war ich gegeben.

Am folgenden Morgen ging mein erster Weg ins Museum. Dort nahm ich eine genaue Kopie von einer alten Keilschrift, die mir so böhmisch war wie unserem Vereinshund das Französische. Den ganzen Rest des Tages war ich mit dem Küchenmesser meiner Hausfrau auf meinem Zimmer an der Arbeit, um die sechs Ziegelsteine mit einem Stück der wunderlichen Schrift zu versehen.

Das Werk gelang aufs beste, und stolz fand ich mich am Abend auf unserer kleinen Bühne ein. Da ich allen Fragen nach Beschaffung der Steine mit geheimnisvollem Achselzucken auswich, so kümmerte sich bald niemand mehr um ihre Herkunft.

Am großen Tage unserer Aufführung ging alles glatt von statten. Als die bewußten Kellner mit ihren Ziegelsteinen erschienen, erreichte die heitere Stimmung ihren Höhepunkt. Unter Beifall fiel endlich der Vorhang, das lachende Publikum drängte sich auf die Bühne und mit den Studenten auch die von uns eingeladenen Professoren.

Ich war eben dabei, meine wertvollen Schätze wieder sorgsam zu verpacken, als neben mir eine Stimme rief: „Ah, sehen Sie nur, Herr Kollege!“ Ein zweites „Ah!“ folgte und fand ein Echo bei den übrigen Professoren, die alle bei meinen Steinen stehen blieben. Der erste aber fuhr fort: „Das ist wirklich interessant, eine vorzüglich gelungene Nachahmung! Sehen Sie nur, beide Gattungen haben wir hier, die amarische Keilschrift und die jüngere Gattung, die arische, welche wahrscheinlich erst die Achämeniden erfanden.“

Ich verstand nichts mehr, mir schwindelte bereits der Kopf. Mit devotester Miene und Haltung stand ich vor dem Gelehrten, einem Professor der alten Geschichte, bei dem ich in unverantwortlicher Weise so manches Kolleg geschwänzt hatte. Aber das reute mich weniger, als mich der Umstand beunruhigte, daß eben dieser Professor Stillwasser einer der Hauptexaminatoren bei meiner bevorstehenden Prüfung sein würde.

„Woher haben Sie denn diese vorzüglichen Nachahmungen?“ fragte er, mich scharf fixierend.

„Die — die habe ich selbst angefertigt,“ stotterte ich verlegen.

Er blickte mich mit ungläubigem Erstaunen an. „Was Sie sagen! Sie sind wirklich ein Künstler. Habe das gar nicht geahnt. Jedenfalls müssen Sie sich in mein altarisches Seminar aufnehmen lassen.“

Ich schauderte bei dem Gedanken, aber der Professor fuhr unbarmherzig fort. „Und was diese kleinen Kunstwerke anbetrifft, so wäre es jammerschade, wenn sie der Vernichtung anheimfielen. Jedenfalls werde ich mir einen dieser Steine zum Andenken an den heutigen Abend mitnehmen.“

„Ich auch, ich auch!“ fielen die übrigen Professoren ein, und fünf Paar Hände streckten sich gleichzeitig gierig nach meinen Ziegelsteinen aus.

Ich kam mir selber wie ein Ziegelstein vor, so starr und unbeweglich stand ich da. Daß ich die Steine gestohlen hatte, konnte ich doch unmöglich diesen Herren gestehen. Mit stummer Verzweiflung sah ich die Ziegel nach allen Seiten verschwinden. Ein einziger nur fand keinen Liebhaber und blieb mir als trauriges Denkmal meines Frevels übrig. Den trug ich, sorgfältig in mein Taschentuch gebunden, in grauer Morgendämmerung heim.

Die Sonne stand schon hoch am Himmel, als ich mit dem niederschmetternden Bewußtsein erwachte, nun ein wirklicher Spitzbube geworden zu sein. Wenn ich auch den einen Stein zurückbrachte, die fünf anderen blieben doch unwiederbringlich gestohlen.

Damals war es, als ich allen Ernstes glaubte, in eine schwere Geisteskrankheit zu verfallen. Allerlei Wahnvorstellungen verfolgten mich, der unheimliche Gendarm, die bekannte unbekannte Schöne mit ihren schrecklichen, racheblickenden Augen und die fürchterlichen Professoren. Bei solch jämmerlicher Stimmung brachte mir meine Hausfrau mit dem verspäteten Morgenkaffee die Zeitungen.

Unter dem Strich gewahrte ich eine „Stimme aus dem Publikum“. Das Wort „Ziegelsteine“ machte mein Blut erstarren. Mit wahren Entsetzen las ich: „Die in unserer Stadt herrschende Unsicherheit wird von Tag zu Tag größer. Nicht einmal vor öffentlichen Bauplätzen schreckt das Diebsgesindel mehr zurück. So wurden in der Nacht auf Mittwoch bei einem Neubau an der Heidenbergerstraße sechs Ziegelsteine entwendet.“

Weiter vermochte ich nicht zu lesen. „Diebsgesindel!“ Das hätte mir jemand früher sagen sollen! Die ganze Welt hätte ich vor meine Klinge gefordert! Aber das konnte ich auch jetzt nicht auf mir sitzen lassen. Noch heute mußte wenigstens der letzte noch in meinem Besitze befindliche Stein an seinen Platz zurück. So gleich machte ich mich daran, die abscheuliche Keilschrift abzutragen. Es gelang wider Erwarten gut, und als der Abend gekommen war, schritt ich, meinen Stein in die neueste Zeitung gewickelt, nach der Heidenbergerstraße hinaus.

Alles schien günstig, die Gegend war für einen Augenblick menschenleer. Bei einem Steinhaufen blieb ich stehen. Aber ehe ich noch den Ziegel recht an seinen Platz legen konnte, fuhr ich jäh erschreckt zurück.

Die Hintertür der Villa hatte sich geöffnet, und leichte Schritte kamen auf mich zu. Die junge, schlanke Dame, die sich mir näherte, mußte mich sofort erkannt haben, denn ihre dunklen Augen richteten sich jetzt drohend auf mich.

„Was thun Sie da?“ fragte sie, vor mir stehend bleibend.

Ich zitterte an allen Gliedern. Mußte das Verhängnis gerade diese ein zweites Mal zu meiner Beschämung herbeiführen! Keiner Antwort fähig stand ich vor ihr.

„Sie wollen doch keine Steine wegnehmen?“ fragte sie von neuem

„Nein, nein,“ stieß ich hervor, „was denken Sie, ich wollte nur einen zurückbringen, die anderen —“ erschreckt hielt ich inne. Ich hatte mich selbst verraten.

Der finstere Blick der zierlichen Schönen schien sich etwas zu mildern: „Nun, Ihnen ist schon alles zuzutrauen. Wer sich nicht scheut, auf offener Straße ein Mädchen —“

„Verzeihung,“ stammelte ich, „Sie wissen ja, wie es zugeht. Das Loß — ich hätte am liebsten — aber ich mußte —“

„Ja, Sie haben den traurigen Mut gehabt, einem schwachen Mädchen gegenüber, das so wehrlos war wie diese Steine hier, die Sie —“

„Sie wissen, Sie glauben?“ stöhnte ich, während alles Blut aus meinem Gesichte wich.

„Daß Sie in gewissem Zusammenhang mit dem Diebstahl stehen, über den heute die Zeitung berichtete, allerdings.“

Da war es heraus, und mich faßte der Mut der Verzweiflung. Ich wollte meiner Feindin alles gestehen. Sie war doch immerhin ein Weib, das vielleicht ein fühlendes, mitleidiges Herz besaß. „Fräulein,“ stotterte ich, „Fräulein —“

„Reinauer,“ bemerkte sie in einem eigenartigen stolzen Tone.

„Reinauer!“ Ich stutzte, wo hatte ich doch den Namen schon gehört?

„Fräulein Reinauer,“ fuhr ich fort, „ich habe Sie beleidigt, gekränkt, aber lassen Sie mich wenigstens versuchen, meine Schuld durch ein offenes Geständnis und eine reuevolle Bitte um Verzeihung zu mildern.“

Sie schien einen Augenblick zu überlegen, dann neben mich hinter den schützenden Ziegelhaufen tretend, sagte sie: „Eigentlich verdienen Sie es nicht, daß ich Sie anhöre.“ Und den Blick senkend, fügte sie hinzu: „Wissen Sie auch, daß Sie nach meinem Vater der erste Mann sind, der diese Lippen geküßt hat?“

„Glauben Sie mir, bei keiner anderen hätte ich es gethan!“ rief ich hastig.

Ihre dunklen Augen blitzten wieder zornig auf: „Ah, Sie wollen mich von neuem beleidigen!“

„O, Sie mißverstehen mich,“ entschuldigte ich mich erschrocken, „bei jeder anderen Dame hätte ich auf das Recht des Zufalls verzichtet, bei Ihnen konnte ich es nicht.“

„Warum nicht?“ fragte sie errotend.

„Weil Ihre liebliche Erscheinung einen unwiderstehlichen Eindruck auf mich machte!“

Eine Blutwelle schoß in ihr Gesicht. „Nun denn,“ sagte sie leise und stockend. „Sprechen Sie, aber machen Sie es kurz, meine Freundin Agathe erwartet mich.“

In meinem Herzen jubelte es auf, und mit beweglichen Worten schilderte ich ihr die ganze närrische Geschichte. Sie hörte mich ruhig an, nur bisweilen zuckte es hinter ihren langen schwarzen Wimpern wie von heimlichem Lachen.

„Da haben Sie eine schöne Geschichte angestellt,“ meinte sie, als ich zu Ende war, „wer weiß, wie Sie diesen Leichtsinn büßen müssen,

da die Sache einmal in die Deffentlichkeit gekommen.“

„Mein Gott, Sie glauben doch nicht, daß der dumme Streich schlimme Folgen haben wird?“ rief ich, von neuem ernstlich erschreckt.

Sie zuckte mit einer ganz allerliebsten Bewegung die Achseln. „Wer weiß, wenn die Ziegel nicht alle bald wieder zur Stelle geschafft werden.“

„Aber ums Himmels willen, Sie wissen ja jetzt, wie es damit steht; so raten Sie mir doch, ich beschwöre Sie!“

Sie sah mich mit einem eigentümlichen Blicke von oben bis unten an. „Heute stehen Sie ganz anders vor mir als das erste Mal, und man sollte Mitleid mit Ihnen haben.“

„Sie sind ein Engel an Güte; ach, daß Sie mir nicht helfen können!“

„Wissen Sie das so genau?“

Ich sah sie verwundert an: „Mit Ziegelsteinen, Sie? O, Sie wollen sich einen grausamen Spaß mit mir machen!“

„Ich scherze durchaus nicht.“

„Ja, sind Sie denn eine Fee, die zaubern kann?“

„Das nicht, aber die Tochter des Ziegeleibesitzers Reinauer bei Ruzbach.“

Wie Schuppen fiel es mir von den Augen. Das war ja der Name, den mir der Maurer genannt hatte!

„Wenn Sie zu meinem Vater gekommen wären,“ fuhr das schöne Mädchen fort, „so würde er mit Vergnügen die nötigen Steine hergegeben haben; er liebt die Studenten und ihre lustigen Streiche — sofern sie nicht, wie neulich bei Ihnen, in — Pöbelhaftigkeit ausarten.“

„Und Sie glauben, daß Ihr liebenswürdiger Herr Vater auch jetzt —“

„Wenn ich ein gutes Wort für Sie einlege, ja.“

„Das wollten Sie thun und Böses mit Gutem vergelten?“ Am liebsten wäre ich dem schönen Mädchen auf der Stelle zu Füßen gefallen, aber ihr immer noch strenger Blick hielt mich zurück.

„Strafe muß sein,“ sagte sie, „die Steine wenigstens müssen Sie selbst wieder an Ort und Stelle tragen.“

„O gern, gern!“ rief ich freudig und wollte eben die Frage wagen: Wie aber kommen Sie in dieses Haus? Da schreckten uns die nahenden Schritte eines Vorübergehenden auf.

„Kommen Sie morgen zu uns hinaus,“ rief das entzückende Mädchen mir noch zu, „das weitere wird sich finden,“ und entfernte sich. — —

Und das weitere fand sich wirklich. Am folgenden Nachmittag stellte ich mich mit ein wenig klopfendem Herzen auf der umfangreichen Ziegelei ein. Am Eingang des Gebäudes erwarteten mich die beiden Schönen.

Fräulein Reinauer trat mir entgegen. „Der Vater ist heute leider auf einer Geschäftsreise abwesend, aber ich habe mit dem Werkführer gesprochen. Sie dürfen die Steine nehmen. Kommen Sie, wir kehren selbst mit Ihnen in die Stadt zurück.“

„Aber Helene,“ sagte die Freundin leise hinter meinem Rücken, „soll denn der Herr die schweren Steine wirklich selbst —“

„Still,“ unterbrach sie die andere, „du weißt, was er gethan hat, und heute wird er wenigstens keine Dummheiten machen. Er kommt billig genug davon.“

Weit entfernt, ihr zu zürnen, fühlte ich mich nur von tiefer Dankbarkeit gegen meine Nettein durchdrungen.

Während sie sprach, packte sie mit ihren weißen Händchen fünf schwere Steine in einen schon bereit gelegten Sack. „Bis wir in der Stadt sind, ist es dunkel, und Sie können dann Ihre Last gleich an Ort und Stelle ab-

legen," meinte sie. „Und nun gehen Sie voran; wir werden folgen.“

Voll Eifer lud ich die schwere Bürde auf meine Schultern und schritt in das offene Feld hinaus. Zu meiner Freude begegnete uns niemand auf dem einsamen Wege. Wenn ich nur auch meine reizende Retterin hätte sehen können, aber ich hörte nur zuweilen etwas wie ein leises Richern, und ihren Anblick gönnten mir die beiden schönen Mädchen nicht.

Allmählich verlangsamten sich meine Schritte, die Last drückte doch gar zu sehr. Schweißtropfen traten auf meine Stirn, und ich mußte alle Kraft zusammennehmen, um nicht schwach zu werden. Plötzlich stockte mein Fuß. Ich erkannte die Stelle meines frevelhaften Fuß-

attentates wieder. „Ich kann nicht mehr," sagte ich seufzend, „bis hierher und nicht weiter!"

Stöhnend stand ich still, da fühlte ich etwas auf meinem Rücken, das mich mit süßem Schauer durchrieselte. Ich mich umwendend, sah ich in Helenens lächelndes Gesicht. Sie hatte mir eigenhändig den Sack vom Rücken genommen und warf ihn auf die Erde.

„Lassen Sie mich nur ein wenig ausruhen," bat ich.

„Nein, nein, hier ist Ihre Bußfahrt zu Ende," lächelte die Schöne, „es ist genug des grausamen Spiels, und ich wünsche Ihnen nur, daß Sie nicht alle Küsse im Leben so teuer bezahlen müssen.“

Das leichte Erröten, das ihre lieblichen Wangen überflog, erfüllte mich mit Entzücken. Nur eine letzte Angst lastete noch auf mir. „Aber die Steine, ich muß sie doch auf ihren Platz bringen, ehe die Polizei —“

„Ach was, die Steine lassen wir hier liegen, was kommt es auf den alten Sack und die paar Ziegeln an! Mein Onkel ist zwar ein jähzorniger Herr und war allen Ernstes böse, als ihm der Bauführer Mitteilung von dem abhanden gekommenen Material machte, aber Ihre Geschichte hat ihn bereits verfühnt.“

„Ihr Onkel?" fragte ich in hellem Erstaunen.

„Nun ja, der Besitzer der Villa, dem Sie

Humoristisches.



Zartes Gewissen.
Richter (zur Zeugin):
Sind Sie schon bestraft?
Zeugin (verschämt):
Ja, einmal, wegen Postvergehens.
Richter: Mit Gefängnis oder mit Geldstrafe?
Zeugin: Mit zwanzig Pfennig Strafporto.



Durch die Blume.

A.: Heute habe ich um die Tochter meines Chefs angehalten.
B.: Na, was sagte denn der Alte?
A.: D... er hat mir ein recht gutes Zeugnis ausgestellt!

die Steine ausführten," fiel Agathe ein, „ist Helenens Onkel.“

Ein plötzlicher Verdacht durchzuckte mich. „Und die Stimme aus dem Publikum?" fragte ich tonlos.

„Gehört meiner Wenigkeit an," lachte Helene. „Nachdem ich Sie einmal bei Ihrer rätselhaften That ertappt hatte, wollte ich doch auch meine Rache haben.“

Mein Examen habe ich damals nicht bestanden, trotz des Wohlwollens, das mir die kunstvolle Keilschrift bei den Professoren eingebracht hatte. Die Schulbänke dem Mißlingen trugen zwei herrliche dunkle Augen, die mich eher an alles andere, als an trockene Gelehrsamkeit denken ließen. Die Stelle, die ich heute in dem großen Reinauerschen Geschäft als Teilhaber einnehme, hat sich auch viel einträglicher erwiesen als alle Gelehrsamkeit. Der „Schwarze Walfisch zu Astalon" aber ist noch einmal zur Aufführung gelangt, auf meiner Hochzeit mit Helene Reinauer, zu der alle meine Verbindungsbrüder eingeladen waren.

Bilder-Rätsel.



Auflösung folgt in Nr. 24.

Auflösung des Bilder-Rätsels in Nr. 22:
Das die Wogen sich senken und heben,
Das eben ist des Meeres Leben.

Arithmogriph.

- 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 eine kurze Zeitbauer,
- 2 5 10 4 ein Amphibium,
- 3 4 8 6 4 7 ein deutscher Dichter,
- 4 7 6 8 5 3 eine Stadt in Preußen,
- 5 4 2 5 1 2 3 4 ein Fisch,
- 6 1 5 1 5 4 eine tropische Baumfrucht,
- 7 8 7 8 4 eine Blume,
- 8 2 7 8 4 ein Mädchenname,
- 9 4 7 7 4 eine Stadt in Hannover,
- 10 2 9 10 2 9 10 ein Klettervogel.

Auflösung folgt in Nr. 24.

Charade.

Der Aberglaube scheut die ersten beiden,
Die Drei gibt bei der Jagd dem Wild im Wald;
Das Ganze läßt uns viele Schmerzen leiden,
Doch weichen sie — gottlob — von hinnen bald.

Auflösung folgt in Nr. 24.

Auflösungen von Nr. 22:

- des Wechsel-Rätsels: Eis, Ei;
- des Logogriphs: Kopfzerbrechen — Kopfzerbrechen.

Alle Rechte vorbehalten.

Redigiert unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.